

V.

Actäon.

Als Karl allein war, wunderte er sich, daß er weder das eine noch das andere von seinen zwei Getreuen hatte erscheinen sehen: seine zwei Getreuen waren seine Amme Madeleine und sein Windhund Actäon.

„Die Amme wird wohl zu den Hugenotten ihrer Bekanntschaft gegangen seyn, um Psalmen mit ihnen zu singen,“ sagte er zu sich selbst, „und Actäon schmolzt noch mit mir wegen des Peitschenhiebes, den ich ihm diesen Morgen gegeben habe.“

Karl nahm wirklich eine Kerze und ging zu der guten Frau. Die gute Frau war nicht zu Hause. Eine Thüre der Wohnung von Madeleine ging, wie man sich erinnert, in das Waffencabinet. Er näherte sich dieser Thüre.

Mittlerweile erfasste ihn wieder eine von den Krisen, wie sie bereits plötzlich auf ihn hereingebrochen waren. Der König litt, als ob man ihm die Eingeweide mit einem feurigen Eisen durchwühlen würde; ein unauslöschlicher Durst peinigte ihn; er sah eine Tasse Milch auf einem Tische, leerte sie mit einem Zuge und fühlte sich etwas beruhigt.

Dann nahm er die Kerze, die er auf einen Schrank gestellt hatte, und trat in das Cabinet.

Zu seinem großen Erstaunen kam ihm Actäon nicht entgegen. Hatte man ihn eingeschlossen? In diesem Falle würde er riechen, daß sein Herr von der Jagd zurückgekommen wäre, und schreien.

Karl pff, rief; es erschien nichts.

Er machte vier Schritte vorwärts, und als das Licht bis in die Ecke des Cabinets drang, gewahrte er in dieser eine träge, auf dem Boden ausgestreckte Masse.

„Holla! Actäon, holla!“ rief Karl.

Er pffiff abermals.

Der Hund regte sich nicht.

Karl lief auf ihn zu und berührte ihn: das arme Thier war steif und kalt. Aus seiner vom Schmerze zusammengezogenen Schnauze waren einige Tropfen Galle vermischt mit einem blutigen, schaumigen Geiser gefallen. Es hatte in dem Cabinet ein Barrett seines Herrn gefunden und seinen Kopf auf diesen Gegenstand legend, der ihm einen Freund darstellte, sterben wollen.

Bei diesem Schauspiel, das ihn seine eigenen Schmerzen vergessen ließ und ihm seine ganze Energie wieder verlieh, kochte der Zorn in den Adern von Karl; er wollte schreien, aber eingezwängt in ihre Größe besitzten die Könige nicht die Freiheit dieser ersten Bewegung, welche jeder Mensch zu Gunsten seiner Leidenschaft oder seiner Vertheidigung benützt. Karl bedachte, es könnte hier ein Verrath obwalten, und schwieg.

Er kniete bei seinem Hund nieder und untersuchte die Leiche mit dem Blicke eines Erfahrenen. Das Auge war glässig, die Zunge war roth und von Eiterblättern durchlöchert; es war eine seltsame Krankheit, welche Karl beben machte.

Der König zog seine Handschuhe wieder an, welche er ausgezogen und in seinen Gürtel gesteckt hatte, hob die bleifarbigte Lippe auf, um die Zähne zu untersuchen, und bemerkte in den Zwischenräumen einige weißliche Bruchstücke, die sich angehängt hatten.

Er machte diese Bruchstücke los und sah, daß es Papier war.

In der Nähe dieses Papiers war die Geschwulst heftiger, das Zahnfleisch ganz aufgelaufen und die Haut wie von Vitriol zerfressen.

Karl schaute aufmerksam um sich her. Auf dem Teppich lagen einige Stückchen Papier, dem ähnlich, welches er bereits in dem Rachen des Hundes wahrgenommen hatte; eines von diesen Stückchen, das etwas

größer war, als die andern, bot Spuren von einem Holzschnitte.

Die Haare sträubten sich auf Karls Haupte; er erkannte ein Bruchstück von dem Bilde, einen Herrn auf der Falkenjagd darstellend, das Actäon aus seinem Jagdbuche gerissen hatte.

„Ah!“ sagte er erbleichend, „das Buch war vergiftet.“

Dann seine Erinnerungen wiederbelebend, rief der König plötzlich:

„Tausend Teufel! ich habe jedes Blatt mit meinem Finger berührt und bei jedem Blatte habe ich den Finger an den Mund gethan, um ihn zu beseuchen. Diese Ohnmachten, diese Schmerzen, dieses Erbrechen!... Ich bin todt!...“

Karl blieb einen Augenblick unbeweglich unter dem Gewichte dieses furchtbaren Gedankens. Dann erhob er sich mit einem dumpfen Geschrei, stürzte nach der Thüre seines Cabinets und rief:

„Meister René! Meister René! man laufe nach dem Pont Saint-Michel und bringe mir den Florentiner; in zehn Minuten muß er hier seyn. Einer von Euch nehme ein Pferd und ein Handpferd, um früher zurück zu seyn. Kommt Meister Ambroise Paré, so laßt ihn warten.“

Ein Mann von der Leibwache lief weg, um dem Befehle Folge zu leisten.

„Ah!“ murmelte Karl, „ich werde erfahren, wer dieses Buch Henriot gegeben hat, und sollte ich die ganze Welt foltern lassen.“

Schweiß auf der Stirne, die Hände krampfhaft zusammengezogen, die Brust keuchend, starrte Karl seinen Hund an.

Nach zehn Minuten klopfte der Florentiner schüchtern und nicht ohne Bangigkeit an die Thüre des Königs. Es giebt Gewissen, für welche der Himmel nie rein ist.
„Herein!“ sprach Karl.

Der Parfumeur erschien. Karl ging mit gebieterischer Miene auf ihn zu.

„Eure Majestät hat mich rufen lassen,“ sagte René zitternd.

„Ja. Ihr seyd ein geschickter Chemiker, nicht wahr?“

„Sire...“

„Und Ihr wißt Alles, was die geschicktesten Aerzte wissen?“

„Eure Majestät übertreibt.“

„Nein, meine Mutter hat es mir gesagt. Ueberdies habe ich Vertrauen zu Euch und will lieber Euch um Rath fragen, als jeden Anderen. Seht,“ sagte er, die Leiche des Hundes entblößend, „seht, was dieses Thier zwischen den Zähnen hat, und sagt mir, woran es gestorben ist.“

Während René sich, eben so sehr um seine Unruhe zu verbergen, als um dem König zu gehorchen, mit der Kerze in der Hand bis auf den Boden bückte, erwartete Karl aufrecht stehend, die Augen auf diesen Menschen geheftet, mit leicht begreiflicher Ungeduld auf das Wort, welches sein Todesurtheil oder das Unterpfand seiner Rettung seyn sollte.

René zog eine Art von Scalpel aus seiner Tasche, öffnete es, machte mit der Spitze von dem Rachen des Windhundes die an dem Zahnfleische hängenden Papierstückchen los und betrachtete lange und aufmerksam das Blut und die Galle, welche jede Wunde von sich gab.

„Sire,“ sprach er zitternd, „das sind traurige Symptome.“

Karl fühlte, wie ein eifriger Schauer alle seine Adern durchlief und bis in sein Herz drang.

„Ja,“ sagte er, „nicht wahr, dieser Hund ist vergiftet worden?“

„Ich befürchte es, Sire.“

„Mit welcher Art von Gift?“

„Mit einem mineralischen Gifte, wie ich vermuthe.“

„Könntet Ihr Gewißheit darüber erlangen, daß er vergiftet worden ist?“

„Allerdings, wenn ich ihn öffnen und den Magen untersuchen würde?“

„Deffnet ihn, ich will keinen Zweifel haben.“

„Man müßte Jemand rufen, der mir helfen würde.“

„Ich werde Euch helfen,“ sagte Karl.

„Ihr, Sire!“

„Ja, ich. Und welche Symptome werden wir finden, wenn er vergiftet ist?“

„Rothe Platten und Herborisationen im Magen.“

„Vorwärts, zum Werke,“ sprach Karl.

René öffnete mit einem Scalpelschnitte die Brust des Windhundes und schob sie kräftig auseinander, während Karl, ein Knie auf der Erde mit zitternder Hand leuchtete.

„Seht, Sire,“ sprach René, „hier sind die deutlichen Spuren. Diese rothen Platten sind die von mir vorher bezeichneten; diese mit Blut gefüllten Adern, welche die Wurzeln einer Pflanze zu seyn scheinen, sind das, was ich unter dem Namen Herborisationen bezeichnet habe. Ich finde hier Alles, was ich suchte.“

„Der Hund ist also vergiftet?“

„Ja, Sire.“

„Mit einem mineralischen Gifte?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach.“

„Und was würde ein Mensch empfinden, der aus Unachtsamkeit von demselben Gifte verschluckt hätte?“

„Heftigen Kopfschmerz, Brennen im Innern, als ob er glühende Kohlen im Leibe hätte, Schmerzen in den Eingeweiden, Erbrechen.“

„Auch Durst?“

„Einen unauslöschlichen Durst.“

„Das ist es, das ist es,“ murmelte der König.

„Sire, vergebens suche ich den Zweck aller dieser Fragen.“

„Wozu ihn suchen? Ihr braucht den Zweck nicht zu

wissen; beantwortet meine Fragen, weiter habt Ihr nichts zu thun."

"Eure Majestät mag mich befragen."

"Welches Gegengift wäre einem Menschen zu geben, der dieselbe Substanz verschlungen hätte, wie mein Hund?"

René dachte einen Augenblick nach.

"Es gibt mehrere mineralische Gifte," sagte er; "ehe ich antworte, wünschte ich wohl zu wissen, um welches es sich handelt. Hat Eure Majestät irgend einen Gedanken über die Art und Weise, wie ihr Hund vergiftet worden ist?"

"Ja," sprach Karl, "er hat ein Blatt aus einem Buche gefressen."

"Ein Blatt aus einem Buche?"

"Ja."

"Und Eure Majestät besitzt dieses Buch?"

"Hier ist es," sprach Karl, nahm das Jagdmanuscript von dem Tische, in welches er es gelegt hatte, und zeigte es René.

René machte eine Bewegung des Erstaunens, die dem König nicht entging.

"Er hat ein Blatt aus diesem Buche gefressen?" stammelte René.

"Dieses."

Karl zeigte das zerrissene Blatt.

"Erlaubt Ihr, daß ich noch ein anderes zerreiße?"

"Thut es."

René zerriß ein Blatt und brachte es in die Nähe der Kerze. Das Papier fing Feuer, und es verbreitete sich ein starker Knoblauchgeruch in dem Cabinet.

"Er ist mit einer Mischung von Arsenik vergiftet worden," sagte René.

"Seyd Ihr dessen gewiß?"

"Wie wenn ich es selbst bereitet hätte."

"Und das Gegengift?"

René schüttelte den Kopf.

„Wie?“ sprach Karl mit dumpfer Stimme, „Ihr kennt kein Gegengift?“

„Das Beste ist Eiweiß in Milch geschlagen, aber...“

„Was aber?“

„Es müßte sogleich genommen werden, sonst...“

„Sonst?“

„Sire, es ist ein fürchtbares Gift,“ versetzte René.

„Es tödtet jedoch nicht sogleich?“ sprach Karl.

„Nein, aber es tödtet sicher, wie viel Zeit man auch zum Sterben braucht, und zuweilen ist dies eine Berechnung.“

Karl stützte sich auf den Marmortisch.

„Sagt nun,“ sprach er, die Hand auf die Schulter von René legend, „Ihr kennt dieses Buch?“

„Ich, Sire?“

„Ja, Ihr.“

„Sire, ich schwöre Euch...“

„René,“ sprach Karl, „hört mich wohl: Ihr habt die Königin von Navarra mit Handschuhen vergiftet; Ihr habt den Prinzen von Porcian mit dem Rauche einer Lampe vergiftet; Ihr habt den Prinzen von Condé mit einem Riechapsel zu vergiften gesucht. René, ich lasse Euch das Fleisch, Fesen für Fesen, mit einer glühenden Zange vom Leibe reißen, wenn Ihr mir nicht sagt, wem dieses Buch gehört.“

Der Florentiner sah, daß mit dem Zorne von Karl IX. nicht zu scherzen war, und beschloß mit Dreistigkeit zu bezahlen.

„Und wenn ich die Wahrheit sage, Sire, wer bürgt mir dafür, daß ich nicht noch grausamer gestraft werde, als wenn ich schweige?“

„Ich.“

„Gebt Ihr mir Euer königliches Wort?“

„Bei meinem adeligen Worte, Euer Leben soll geschont werden,“ sprach der König.

„Dieses Buch gehört mir.“

„Guch!“ rief Karl zurückweichend und den Giftmischer mit irrem Auge anschauend.

„Ja, mir.“

„Und wie ist es aus Euern Händen gekommen?“

„Die Königin Mutter hat es von mir mitgenommen.“

„Die Königin Mutter!“

„Ja.“

„In welcher Absicht?“

„Ich glaube, in der Absicht, es dem König von Navarra bringen zu lassen, der von dem Herzog von Alençon sich ein solches Buch erbeten hatte, um die Falkenjagd zu studiren.“

„Oh!“ rief Karl, „das ist es, ich weiß Alles. Dieses Buch war wirklich bei Henriot. Es gibt ein Geschick, und ich unterliege demselben.“

In diesem Augenblick wurde Karl von einem heftigen, trockenen Husten ergriffen, wonach ein neuer Schmerz in den Eingeweiden folgte. Er stieß ein paar unterdrückte Schreie aus und fiel auf seinen Stuhl zurück.

„Was habt Ihr, Sire?“ rief René mit erschrockener Stimme.

„Nichts,“ erwiderte Karl; „ich habe nur Durst, gebt mir zu trinken.“

René füllte ein Glas mit Wasser und überreichte es mit zitternder Hand dem König, der es in einem Zuge leerte.

„Nun,“ sprach Karl, indem er eine Feder nahm und in die Dinte tauchte, „nun schreibt auf dieses Buch. . .“

„Was soll ich schreiben?“

„Ich werde Euch dictiren:“

„Dieses Handbuch der Falkenjagd ist von mir der Königin Mutter, Catharina von Medicis, gegeben worden.“

René nahm die Feder und schrieb.

„Und nun unterzeichnet.“

Der Florentiner unterzeichnete.

„Ihr habt mir das Leben versprochen,“ sprach der Parfumeur.

„Und werde von meiner Seite Wort halten.“

„Aber von Seiten der Königin Mutter?“ fragte René.

„Ah! das geht mich nichts an,“ sagte Karl. „Wenn man Euch angreift, vertheidigt Euch.“

„Sire, kann ich Frankreich verlassen, wenn ich mein Leben bedroht glaube?“

„Ich werde Euch hierauf in vierzehn Tagen antworten; aber mittlerweile...“

Karl legte, die Stirne faltend, einen Finger auf seine bleichen Lippen.

„Oh! seyd unbesorgt, Sire.“

Nur zu glücklich, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen, verbeugte sich der Florentiner und trat ab.

Hinter ihm erschien die Amme an der Thüre ihres Zimmers.

„Was gibt es denn, mein Charlot?“ sagte sie.

„Ich bin im Thau gegangen und das muß mir übel bekommen seyn.“

„In der That, Du bist sehr bleich, mein Charlot.“

„Ich bin auch sehr schwach. Gib mir Deinen Arm, Amme, daß ich zu Bette gehen kann.“

Die Amme ging lebhaft auf ihn zu. Karl stützte sich auf sie und gelangte in sein Zimmer.

„Nun werde ich mich allein zu Bette legen,“ sagte Karl.

„Und wenn Meister Ambroise Paré kommt?“

„So sagst Du ihm, es gehe besser und ich bedürfe feiner nicht mehr.“

„Aber was wirst Du einstweilen nehmen?“

„Oh! eine sehr einfache Arznei,“ erwiderte Karl,

„Eiweiß in Milch geschlagen. Doch bald hätte ich vergessen, Amme,“ fuhr er fort, „der arme Actäon ist gestorben. Man muß ihn morgen früh in einer Ecke des Gartens vom Louvre beerdigen lassen. Es war einer meiner besten Freunde. . . Ich lasse ihm ein Grabmal setzen, wenn ich Zeit dazu habe.“

VI.

Der Wald von Vincennes.

Heinrich wurde, wie dieß Karl IX. befohlen hatte, noch an demselben Abend nach dem Walde von Vincennes geführt. So nannte man damals das berühmte Schloß, von dem heutzutage nur ein riesiges Bruchstück übrig ist, welches jedoch genügt, um einen Begriff von seiner ehemaligen Größe zu geben.

Die Reise wurde in einer Sänfte gemacht. Vier Wachen gingen an jeder Seite, und Herr von Nancey, der Ueberbringer des Befehls, welcher Heinrich die Pforten des schützenden Gefängnisses öffnen sollte, marschirte voraus.

An der Schlupfsforte des Thurmes hielt man an. Herr von Nancey stieg vom Pferde, öffnete den geschlossenen Schlag und lud den König ehrfurchtsvoll ein, aufzusteigen.

Heinrich gehorchte, ohne die geringste Bemerkung zu machen. Jeder Aufenthaltort schien ihm sicherer, als der Louvre, und zehn Thüren, die sich hinter ihm schloßen, schloßen, sich zu gleicher Zeit zwischen ihm und Catharina von Medicis.

Der königliche Gefangene schritt über die Zugbrücke, ging durch die drei Thüren des Thurmes und durch die drei Thüren, welche zur Treppe führten, und stieg, Herrn von Nancey immer voran, ein, und